

Rodungstätigkeit der 1147 zum Reichsstift erhobenen Zisterze Waldsassen, die Kolonisation der markgräflichen und Reichs-Ministerialengeschlechter, die Reichspfandschaft Stadt und Land Eger seit 1322 und das damit verbundene Vordringen des politischen Einflusses der Krone Böhmen, aber auch die zielbewußte Erwerbspolitik der Burggrafen von Nürnberg im 15. Jahrhundert. Das hier eingeflochtene Kapitel über die kirchliche Struktur zeigt nicht nur den Ausbau der frühen Pfarrorganisation, sondern auch den konfessionellen Zerfall dieses Gebietes durch den von der Confessio Augustana proklamierten Grundsatz des landesherrlichen Kirchenregimentes. Nach den Gebietsschrumpfung im 15. Jahrhundert beschreibt der Verfasser die weitere Entwicklung der verbliebenen Gebietseinheiten, nämlich den Distrikt Eger, das egrische Redwitz, das erst 1816 an Bayern kam, die egrisch-waldsassische Frai, ein kurpfälzisch-egrisches Condominium, das jahrweise die Landeshoheit wechselte, die Reichsherrschaft Asch und die Gutsherrschaft Schönbach. Das letzte Kapitel des geschichtlichen Überblickes gibt Aufschluß über die territorialen Veränderungen im 19. Jahrhundert, vor allem über die politische Einbeziehung des Gebietes in die Donau-Monarchie und die kirchliche Abtrennung des Dekanats Eger vom Bistum Regensburg.

Der zweite Teil des Atlasbandes bietet den historisch-topographischen Überblick, vorerst über das Dominium Eger — bestehend aus der Stadt Eger, der Burg Eger, den Gutsherrschaften der Klarissen, der Kreuzherren mit dem roten Stern und der Vogtei Stein des Klosters Waldsassen zu Eger —, ferner über die zwölf adeligen Gutsherrschaften und über die einzelnen Ortschaften mit den jeweiligen topographischen und demographischen Angaben um die Jahre 1850, 1900 und 1945. Neben dem ausführlichen Register sind dem Band 20 vom Verfasser entworfene und gezeichnete Skizzen und Graphiken sowie sechs ganzseitige Abbildungen beige gedruckt. Ein Abdruck des von dem Kartographen Johann Christoph Müller 1719 herausgegebenen Kartenblattes über den Districtus Egranus liegt in einem Schubert bei. Dieser vorbildlich bearbeitete, an Quellen und Erkenntnissen reiche Atlasband gehört in die Hand eines jeden Historikers, der sich mit der Geschichte der Oberpfalz, besonders aber mit der des Egerlandes befaßt.

Eichenau

Josef Hemmerle

Rolf Ulbrich, *Der alttschechische „Tkadleček“ und die anderen „Weber“.* Waldenserliteratur in Böhmen um 1400.

Eigenverlag des Autors, Berlin 1980, 167 S.

Der alttschechische Tkadleček (= Tk) ist von deutscher Seite fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt seiner Beziehung zum Ackermann aus Böhmen (= AB) bearbeitet worden. Ein Vergleich dieser beiden Prosatexte fällt, was ihre literarische Bedeutung betrifft, meist zugunsten des AB aus (die tschechischen Editoren des Tk, H. Hrubý und F. Šimek, urteilen anders), und die zeitliche Priorität des AB, zumindest des „Urackermann“, konnte nach den Beweisen von J. Knieschek (1877) nicht mehr ernsthaft erschüttert werden. So ist es verständlich, daß der Tk bisher

immer im Schatten des AB gestanden hat. Da auch von tschechischer Seite noch keine umfassende Arbeit zu diesem unverdientermaßen vernachlässigten Text vorliegt, kann Ulbrichs Arbeit für sich beanspruchen, neues Terrain zu erschließen.

Man erwartet also von ihr trotz der aus dem Titel ersichtlichen besonderen Fragestellung eine irgendwie geartete Pionierleistung und, gleichsam als Nebenprodukt, eine Einführung in die Problematik dieses Texts für den nichtslawistischen Leser, besonders für den Germanisten, der sich bisher nur mit wenigen übersetzten Passagen bei Knieschek und neuerdings bei A. Hrubý (1971) begnügen mußte. Was das Kapitel „Stand der Forschung“ bringt, läßt indessen Böses ahnen, denn der Autor hält sich hier nicht an das Gebot, unter solcher Bezeichnung erst einmal objektiv das bisher Erreichte, das Gesicherte sowohl als auch das Umstrittene, wertend darzustellen, sondern er greift aus der Sicht dessen, was er beweisen und belegen will, polemisch ein, nimmt also seine Ergebnisse bereits in die Exposition auf. Damit beraubt er seine Beweisführung ihrer Durchsichtigkeit, und dieses Verfahren erweist sich in der ganzen Arbeit als so konstant und störend, daß der Leser große Mühe hat, seine oftmals variierten und mehrfach wiederholten Gedankengänge nachzuvollziehen.

In begrenztem Maße wird Verf. seiner Aufgabe gerecht, zunächst den Inhalt des Tk für Nichtslawisten wiederzugeben (Kap. IV/1). Einige ihm wichtig erscheinende Stellen übersetzt er, andere faßt er zusammen, wieder andere — inhaltlich redundante — sind ausgelassen. Gegen dieses Vorgehen, das er auf S. 17 f. ankündigt, ist grundsätzlich nichts einzuwenden, doch müßte für den Benutzer der Arbeit auf irgendeine Weise graphisch ausgedrückt werden, wo zitiert, wo zusammengefaßt und wo weggelassen wird. Ulbrichs Verfahren hat also für denjenigen, der mit dem Text arbeiten will, keinen Nutzen. Es dient allenfalls der Kenntnisnahme des Gesamtinhalts. Was Verf. als „Inhalt des Tk. in kritischer Darstellung“ bezeichnet, ist bei näherer Betrachtung ein bereits in die Darlegung der Grundlagen eingearbeitetes Ergebnis. Mit „kritisch“ hat dies nichts zu tun. Der Kommentar an dieser Stelle stört nur den logischen Aufbau der Beweisführung.

Was die Inhaltsangabe selbst betrifft, so erweist sie sich meist als zuverlässig. H. Rosenfeld hat in dem Aufsatz „Der altschlechtische Tkadleček in neuer Sicht“¹ bereits auf einige Fehlübersetzungen und -interpretationen hingewiesen. Diese Korrekturen sind in der Mehrzahl der Fälle zu Recht erfolgt, doch ist die Stelle „To, czoz kŷz hnuti ma, od priziozenie samo prwe byti mussi“ (Hrubý/Šimek, S. 112/74) bei Ulbrich falsch, bei A. Hrubý und dem ihm folgenden Rosenfeld ungenau übersetzt: „Was jemanden bewegen soll, muß erst selber von Natur sein“ (d. i. Natur haben). Fehlerhaft übersetzt Ulbrich ferner „neb my gi tebu hnuti može“ (Hrubý/Šimek, S. 112/78 f.) mit „denn wir können dich durch ihn bewegen“. „gi“ ist nicht das Pronomen *im*, sondern die Konjunktion *i*. Es muß also heißen „denn wir können auch dich bewegen“, was die Stelle erst sinnvoll macht.

Solche Fehlübersetzungen sollten grundsätzlich einkalkuliert werden. Insgesamt fallen sie jedoch nicht sehr ins Gewicht, da, wie gesagt, nur die Wiedergabe des Gesamtinhalts einen praktischen Informationswert hat. Bedenklicher wird es schon,

¹ Die Welt der Slaven 26 NF 5 (1981) 357—378.

wenn Verf. von einer Fehlübersetzung weiterreichende Schlüsse für seine Theorie ableitet. Dies ist der Fall, wenn er „protiwenstwie“ mit „Gegensinn“ statt „Widerwärtigkeit“ übersetzt (s. auch Rosenfeld, S. 360), um damit seine These von „dem Unglück als der ‚zweiten Person der Schöpfung‘ nach manichäischer Art“ (48) zu erhärten.

Damit nähern wir uns bereits dem Hauptanliegen der Arbeit. In der AB-Forschung, die ja mit dem Tk engstens verknüpft ist, wurde bereits von K. Burdach in dem von Verf. nicht zitierten Aufsatz „Platonische, freireligiöse und persönliche Züge im Ackermann aus Böhmen“ (1933) der Versuch unternommen, in der Welt-sicht des Johannes von Saaz Elemente zu erkennen, die nicht dem Dogma der römischen Kirche entsprachen. Die Forschung hat diese Ansätze nicht bestätigt und eigentlich ad acta gelegt. Das Thema ist damit aber sicher nicht ausdiskutiert, denn es gilt sowohl für den AB als auch für den Tk, daß sie ein direktes Gespräch zwischen dem Kläger und der Allegorie des Todes, bzw. des Unglücks, ohne Bezug auf die Heiligen, ja sogar auf die Muttergottes, enthalten, die in den Streitgesprächen des 14. Jahrhunderts mit Gott als dem Schieds- und Weltenrichter meist zugunsten der sündigen Seele auftritt (z. B. „Visio Philiberti“ und deren tschechische Bearbeitung „Spor duše s talem“). Die Heiligen greifen hier nicht in die Auseinandersetzung ein, allenfalls werden die Kirchenväter als Autoritäten zitiert. Diese Abwesenheit jeglichen Heiligenkults und die direkte Konfrontation Mensch — Gott, wobei der Tod und das Unglück von Gott eingesetzte Funktionen sind, sollte zu denken geben. Die Frage ist jedenfalls berechtigt, ob die *Devotio moderna* allein diese Haltung erklären kann. So heißt es in den in Döllingers Beiträgen zur Sekten-geschichte des Mittelalters (Bd. 2, München 1890, S. 335—343) abgedruckten Artikeln der bayerischen Waldenser: „Quarto dicunt: Sanctos in patria non esse invocandos. Ratio, quia absorpti sint plenitudine gaudiorum, ut nihil possint cogitare nobis et his, quae nobiscum aguntur“, ferner: „Item dicunt, Christianos esse idolatras propter imagines sanctorum et signum crucifixi.“ Daß solche Lehren auch in Böhmen verbreitet waren, beweist die Postille des Augustiners Johlin von Wodnian aus dem Jahre 1403, die fast wörtlich die gleichen Artikel enthält, um sie zurückzuweisen. Auffallend ist ferner, daß weder der AB noch der Tk die thomistische Idee des Fegefeuers enthalten. Hierzu sagt Johlin: „Primus eorum error est, quod negant purgatorium, dicentes tamen esse duas vias post mortem cuiuslibet hominis, scilicet, quod homo moriens statim evolat ad celum vel descendat ad infernum“².

Dies wäre zumindest eine Übereinstimmung des AB und des Tk mit waldensischen Lehren in der Negativität, die allein nicht beweiskräftig sein kann. Ulbrich aber geht von ganz anderen Überlegungen aus, indem er den Tk zu einem Beispiel der „hermetischen Literatur“ erklärt, die absichtlich verschleierte und kodierte geheime Botschaften enthalte, um eine (verbotene) waldensische Lehre zu vermitteln. So erwartet er vom zeitgenössischen Leser des Textes, er habe verstanden,

² Neumann, P. Augustin: Výbor z předhusitských postil [Eine Auslese aus vorhussitischen Postillen]. In: Archiv literární. Prameny dějin české literatury katolické. Bd. 2. Hrsg. v. V. Bitnar. Olmütz 1922, 234 f.

daß Adlička (d. i. Adelheid), die untreu gewordene Geliebte des Hofmannes Ludvík, eine Metapher für die römische Kirche sei und daß das Unglück als Lehrmeister des betrogenen Liebhabers diesen zu überzeugen suche, sich von der durch vanitas und weltliche Bestrebungen verderbten Kirche weg dem wahren Glauben zuzuwenden. Die Bezeichnung Adličkas, die man bisher als Kosenamen verstand: „perníkářka“ (d. i. die Lebzeltnerin, eine Frau, die Süßigkeiten, vielleicht in Form eines Herzens, herstellt), deutet er als verfremdete „fornicaria“, „die (römische) Hure“, nämlich die vom wahren Christentum abgefallene Kirche in der Sicht der Chiliasten. Schließlich verlange das Unglück vom Kläger, er solle ihm dankbar sein, daß es ihn von dieser, dem weltlichen Genuß hingegebenen, von ihr überschätzten Geliebten — also Kirche — befreit habe.

Um diesen Kern der Argumentation rankt sich ein ganzes System von Erklärungs- und Deutungsversuchen, die alle zum Ziel haben, die verborgene waldensische Botschaft des Tk zu entschlüsseln. Hierbei geht Verf. von der Beobachtung aus, daß die „polysemantische Deutung eines Kunstwerks“ ... „im Mittelalter allgemein üblich gewesen“ sei (60). Wäre dies so und hätte Verf. mit seiner Dekodierung des Tk recht, so müßte man zumindest annehmen, daß die Verschlüsselung nach einem einheitlichen Code erfolgte. Welchen Platz aber hat in der Situation des Tk der Weber selbst? Ausführlich behandelt Verf. den Umstand, daß Weber im Mittelalter besonders anfällig für Häresien und oft sogar gleichbedeutend mit waldensischen Wanderpredigern gewesen seien. Der Kläger aber, der zwar Literat ist, aber doch wohl nicht von der wahren Lehre überzeugt — denn bis zum Schluß gibt es keinen Beweis, daß er sich überzeugen ließe —, hätte in dieser Konstruktion nicht als der Suchende und noch nicht zum Heil der Erkenntnis Gelangte seinen Platz. Wäre der Weber nicht, wie bisher angenommen, eine Chiffre für den Schreiber, sondern für den Waldenserprediger, dann müßte er gar nicht erst überzeugt werden. Ganz extrem wird diese Inkonsistenz, wo sich Verf. auf eine Deutung des Namens Ludvík einläßt und mit dem Gedanken spielt, der Name könne etwas mit dem „Ketzerkönig“ Ludwig dem Bayern, mit Ludwig V. oder Ludwig VI. zu tun haben, unter denen sich das Waldensertum verbreitet habe. Dies ist die Grenze, an der Verf. vor seiner eigenen Argumentation zurückschreckt, wenn er bemerkt, sie bringe nichts ein (20).

Solche Inkonsistenzen in der Entschlüsselung eines vermeintlichen Geheimcodes ließen sich allenfalls mit der Feststellung erklären, der Tk habe nicht nur polysemantisch verstanden zu werden, sondern er wolle auch „eine für den unkundigen Leser gewünschte Unklarheit hervorrufen ...“, um die Handlung als Aufeinanderfolge von Tatsachen und Sachverhalten zugunsten der theologischen Deutung durch den kundigen Leser aufzulösen“ (60). Hiermit aber kann man freilich alles beweisen. Verf. scheint von der Entdeckerfreude so erfüllt zu sein, daß er in unzähligen Details und allen bedeutungstragenden Schichten des Tk glaubt, waldensische Anspielungen aufdecken zu müssen, ob dies nun im Gesamtkontext einen Sinn ergibt oder nicht. Nur der kundige Leser könne „die von der römischen Lehre abweichenden Thesen“ dechiffrieren. „Der unkundige Leser sollte und durfte die zahlreichen Abweichungen nicht bemerken“ (77).

Es kann hier nicht auf alle waldensischen Anspielungen eingegangen werden,

die Verf. glaubt erkannt zu haben. An einzelnen Stellen kann man jedoch das Bild von einer höchst fragwürdigen Arbeitsmethode gewinnen. So ist es Verf. nicht entgangen (s. die Einleitung), daß zwischen dem AB und Tk eine enge genetische Beziehung besteht. Da er A. Hrubýs Studie: *Der Ackermann und seine Vorlagen*³ benutzt hat, müßte er auch wissen, daß die Abhängigkeit des Tk von einem „Urackermann“ sich im Vorhandensein von Relikten einer Ackermannmetaphorik im Tk dokumentiert. Die Stelle „Rosa, gěz roli mu skropuge, nenie obeczna woda, ani sama o sobie, ale gýt s obecz wodu smiessena, gizto wswu potrzebu gednak nahoru, gednak dolow y siê y tâ kropiegi podawâ“ (Hrubý/Šimek, S. 7 f.) ist solch ein Beispiel einer Ackermann/Schreiber-Metapher, die in dem uns erhaltenen AB nicht steht und nur im Kontext eines Urackermann einen Sinn ergibt: „Der Tau, der meinen Acker benetzt, ist kein gewöhnliches Wasser und nicht dies allein, sondern ist mit gewöhnlichem Wasser vermischt, womit ich nach meinem Bedarf bald nach oben, bald nach unten, hierhin und dorthin Tropfen spende.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich hier um den Akt des Schreibens handelt und um das Anrühren von Tinte mit Wasser. Verf., der diese Stelle nur fragmentarisch zitiert, deutet sie so: „Es handelt sich um ein magisches Besprengen in den vier Himmelsrichtungen als Zeichen des Machtanspruchs der neuen Lehre, die von allen Seiten nach Böhmen kam und sich dort ein neues Zentrum für ihre weiteren Missionen schuf“ (143). Woher er diese Erkenntnis nimmt, wird allerdings nicht verraten. Hier sei nur daran erinnert, daß die Waldenser von Weihwasser, also auch von einem magischen Besprengen, nichts wissen wollten. Hierzu heißt es in Johlins Postille: „Item, quidquid benedicatur ab episcopis, vel presbyteris, sive sit ecclesia, sive sit fons baptismi, sive sal et aqua, cimiteria et indumenta, cetera huiusmodi, dicunt, penitus non valere“⁴.

Überhaupt scheint sich Verf. mit einer genaueren Bestandsaufnahme waldensischer Glaubenssätze nicht belastet zu haben. Für ihn fließen alle Sekten: Manichäer, Bogomilen, Pikarden, Lollarden, Katharer, schließlich auch die Hussiten und die Böhmisches Brüder in dem Sammelbecken Waldenser zusammen. Daß Petr Chelčický ein Waldenser gewesen sei, wird schlichtweg behauptet und gar nicht diskutiert (76), und man wundert sich bei der Lektüre, was sich da alles als waldensisch entpuppt. Die Welt scheint sich für Verf. in einem manichäischen Sinne dualistisch in zwei Sphären — Rom und antirömische Bewegungen, sprich: Waldensertum — zu präsentieren.

Statt seine Beweise auf solch unsicherem Grund aufzubauen, hätte Verf. zunächst einmal bestimmen müssen, was wir von den Waldensern, speziell denen in Böhmen, überhaupt wissen. Eine solche Bestandsaufnahme hätte ergeben, daß es außer den Artikeln zur Glaubenspraxis und der Ablehnung von Kirche, Papsttum, Hierarchie, Sakramenten, Fegefeuer, Eidleistung, Heiligenverehrung sowie einer Aufwertung der Bibellektüre kaum etwas Greifbares im Bereich der Philosophie gibt, was wir als typisch waldensisch bezeichnen können. Die Anklage der Fortuna ist es gewiß

³ *Der Ackermann und seine Vorlage*. München 1971 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 35).

⁴ Neumann 1922, 235.

nicht, denn sie ist seit der Antike auch im Mittelalter Gemeinplatz. Die misogynen Tendenz des AB und des Tk entspricht der asketischen Gesinnung des ausgehenden Mittelalters, und die gelehrte Argumentationsweise besonders des Tk, gewiß aber auch des Urackermann, weist eher auf einen akademischen Theologen als auf einen waldensischen Wanderprediger hin.

Somit erweist sich, was Ulbrich in seiner an Andeutungen reichen, aber an belegten Argumenten armen Darstellung so beredt zu beweisen sucht, als hinfällig. Man stellt sich die Frage, welchen Ertrag denn eine mit solchem Aufwand (auch dem finanziellen Aufwand der Herausgabe im Eigenverlag) geschriebene Arbeit der Wissenschaft erbracht habe. Neben dem Informationswert, den die Inhaltsangabe enthält, ist es vielleicht der Nutzen, den eine überspitzt formulierte These, selbst wenn sie sich als nicht haltbar erweist, dadurch erzielt, daß eine Frage aufgeworfen wird, die in der wissenschaftlichen Diskussion geklärt werden muß. Es wäre jetzt sinnvoll, den Spuren der Waldenser in Böhmen systematisch nachzugehen, um in Zukunft auszuschließen, daß eine schlechte Quellenlage auf diesem Gebiet zu Mutmaßungen verleitet, die den unkritischen Benutzer solcher Arbeiten zu falschen Schlüssen führen können.

Bamberg

Walter Schamschula

Die altschzechische Reimchronik des sogenannten Dalimil. Hrsg. im Jahre 1620 von Pavel Jeřín von Bezdězí. Nachdruck mit einer Einleitung von Jiří Daňhelka.

München 1981, 293 S. (Sagners slavistische Sammlung 4).

Die technischen Möglichkeiten sind inzwischen soweit gediehen, daß Bücher und Handschriften verhältnismäßig leicht und ohne größere Gefährdung der Originale reproduziert werden können. Verdienstvoll wird eine derartige Neuauflage, wenn es sich um Werke handelt, von denen nur äußerst wenige Exemplare die Zeitläufte überdauert haben. Im vorliegenden Fall wird auf diese Weise ein Buch wieder zugänglich gemacht, das politische und konfessionelle Gegner systematisch zu vernichten trachteten. Es ist die erste im Sinne der Zeit kritische Druckausgabe eines altschechischen Literaturdenkmals des 14. Jahrhunderts, die von einem Humanisten des 17. Jahrhunderts besorgt wurde, von Pavel Jeřín von Bezdězí. In seiner tschechisch, stilistisch hervorragend geschriebenen Einleitung gelingt es dem für den Nachdruck verantwortlichen Herausgeber, die gesamte Problematik der Reimchronik des sogenannten Dalimil darzustellen und die Geschehnisse der ersten Druckausgabe zu schildern. In der Chronik sieht er weniger ein historiographisches als ein literarisches Werk, in dem es mehr um die Deutung als um die Darstellung der Geschichte geht, um eine Art Geschichtsphilosophie.

Die Frage nach der Herkunft und dem Verfasser wird sich wohl nie restlos beantworten lassen; deshalb begnügt sich J. Daňhelka, der den Text selbst einmal mit herausgegeben hat¹, damit, die Lösungsversuche zu referieren, ohne neue hin-

¹ Nejstarší česká rýmovaná kronika tak řečeného Dalimila. K vydání připravili aka-